
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 130. Bromberg, den 22. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott**.

Am anderen Vormittag war er in San Remo. Der Tag war recht heiß, und es war kein Vergnügen, in der prallen Sonne auf einer Bank zu sitzen und unentwegt den Hoteleingang im Auge zu behalten. Die Kühlung, die das Meer spendete, war nicht der Rede wert. Aber Jan wartete standhaft. Als es Mittag wurde, hatten Hitze, Ungeduld und Spannung ihn schon ziemlich ermattet. Von der Unbekannten war noch immer keine Spur zu sehen, sie schien den halben Tag verschlafen zu wollen. Der Leichtsinn packte Jan: er entschloß sich, im Hotel Erkundigungen einzuziehen. Dieser Entschluß war mehr als leichtsinnig; er war gefährlich, denn mit Bestimmtheit war anzunehmen, daß die Angestellten des Hotels von dem Diebstahl wußten und angewiesen waren, jeden Verdächtigen sogleich festnehmen zu lassen. Zwar hatte Jan eine unklare Vorstellung von seinem Wagnis, als er auf das Hotel zuschritt, aber in seiner Ermattung kam ihm die Gefahr, in die er sich begab, nicht mehr recht zum Bewußtsein.

Er gab sich eine gleichgültige Miene, betrat das Hotel und suchte den Frühstückssaal auf. Der Kellner, der ihn bediente, sprach geläufig Englisch und war trotz seinem steinernen Gesicht ein Muster an Höflichkeit. Jan unternahm es, den Mann auszufragen. Diplomatische Kniffe waren seine Sache nicht; er ging gerade auf sein Ziel los.

Als ihm der Kellner den zweiten Gang auftrug — etliche erlesene Pasteten — vertraute ihm Jan an, daß er gelegentlich des Kasinofestes vor etwa acht Tagen eine junge Dame kennengelernt habe, deren Name ihm leider entfallen sei. Er wisse nur, daß sie hier im ersten Stock gewohnt habe. Dann beschrieb er sie, so gut er konnte.

Der Kellner hörte aufmerksam zu. Keine Miete verriet, was er von der Frage des Gastes hielt. Er sann nach, kniff das linke Auge zusammen, so daß sich im Lidwinkel ein ganzer Strahlenkranz winziger Fältchen bildete, kam aber doch zu keinem rechten Ergebnis und erklärte dann, daß er sich im Geschäftszimmer erkundigen wolle.

Erst jetzt erkannte Jan, wie leichtsinnig und fehlerhaft er vorgegangen war. Der Kellner verschwand, und Jan machte sich wieder über die Pasteten her, aber er wußte nicht recht, was er zwischen den Zähnen hatte. Die köstlichen Leckerbissen schmeckten ihm wie Stroh.

Es war durchaus möglich, daß der Kellner jetzt im Geschäftszimmer davon Mitteilung machte, daß ein Unbekannter eine äußerst verdächtige Auskunft über die Dame erbeten hätte, der jener kostbare Schmuck gestohlen worden war. Und es war ebenfalls durchaus möglich, daß daraufhin die Polizei auf schleunigstem Wege benachrichtigt wurde. Da in Jans Hosentasche ein wohlverschnürtes Päckchen ruhte, das den Schmuck enthielt, würden auch die geschicktesten Lügen ziemlich hoffnungslos sein.

Der Kellner benötigte für seine Erkundigung eine kleine Ewigkeit. Jan sah oftmals sehr nervös nach der Tür, und je länger der Erwartete ausblieb, um so heißer wurde der Stuhl, auf dem Jan saß. Er überlegte, daß es jetzt vielleicht noch nicht zu spät sei für eine Flucht.

Als der Kellner endlich wieder auftauchte, war sein Gesicht genau so ausdrucksleer, steinern und höflich, wie zuvor. Er trat ehrerbietig neben Jans Stuhl, beugte sich ein wenig nieder und richtete aus, daß es sich nur um Fräulein Erla Rickenbach aus Berlin handeln könne. Er sprach flüsternd und so zartfühlend, wie es diese offenbar mit Heimlichkeit erfüllte Angelegenheit erforderte.

Erla Rickenbach aus Berlin! Jan zweifelte nicht, daß die blonde Frau so und nicht anders hieß. Er tat, als entsänne er sich nun wieder des Namens und zeigte sich hocherfreut.

Der Kellner gestattete sich ein verständnisinniges Lächeln und fügte hinzu, daß Fräulein Rickenbach vor drei Tagen in Gesellschaft Herrn von Fehrs, ihres Verlobten, San Remo verlassen habe und nach Berlin zurückgekehrt sei.

Jans Gesicht erschlaffte. Wenn statt des Kellners jetzt ein Polizeibeamter neben seinem Stuhl gestanden hätte, wäre er wahrscheinlich nicht erschrockener gewesen. Sie war abgereist! Mit ihrem Verlobten!

Hatte die Pastete vorhin nach Stroh geschmeckt, so war sie jetzt bitter wie Galle. Jan schob den Teller zurück. Sein Hunger war vollkommen gestillt.

Da die erteilte Auskunft dem Gast zu genügen schien, wollte der Kellner sich zurückziehen, aber Jan hielt ihn noch einmal fest und zog einen Zehn-Lire-Schein aus der Tasche. „Stellen Sie doch bitte fest, wo Fräulein Rickenbach in Berlin wohnt. Ich habe ihr etwas . . . hm . . . etwas mitzuteilen."

„Sehr wohl, mein Herr!"

Sein Wunsch wurde erfüllt. Er erhielt ein Kärtchen, aus dem Erlas Berliner Anschrift verzeichnet stand. Mit großer Hast beendete er sein Mahl, bezahlte kummervollen Herzens die Rechnung und ging. In seiner Hosentasche klirrte der Schmuck, den er nicht loswerden konnte.

Jan war ebenso enttäuscht wie erbittert, ja, ungerechterweise grollte er dieser Erla Rickenbach, die seinen guten Willen zuschanden gemacht und abgereist war! Mit ihrem Verlobten! Das war besonders erbitternd!

Das Einfachste wäre, überlegte er, in Genua einen Juwelier aufzusuchen und den Schmuck abschätzen zu lassen. Jan verwarf diesen Plan sogleich wieder, weil dessen Ausführung mit zu großen Gefahren verbunden war, denn ein echter Stein von solcher Größe würde bestimmt Mißtrauen gegen den Besitzer erwecken. Jan entschied sich, dem Hafenviertel einen Besuch abzustatten. Dort traf man immer Hehler und Winkelhändler, deren Auskunft für seine Zwecke ebenso zuverlässig war wie die eines angesehenen Juweliers.

Die Hafenviertel in großen Seestädten waren für Jan vertrauter Grund und Boden. In engen Gäßchen und baufälligen Häusern, die lockende und verheißungsvolle Schilder trugen, fühlte er sich heimisch. Er schlenderte in dem verwinkelten Viertel zwischen der Piazza S. Lorenzo und der Via S. Bernardo eine halbe Stunde lang hin und her, bis er auf die Tür eines Ladens zutrat, vor der ein buckliger Mann Wache hielt. Der Mann trug einen breitkrempigen schwarzen Filzhut, der arg durchfettet war. Unter dem Hut kamen graue Locken hervor.

Jan trat näher und mußte eine lange Begrüßung über sich ergehen lassen, von der er kein Wort verstand. Ohne viel Umstände zu machen, holte er aus seiner Tasche die Pappschachtel, nahm den Schmuck heraus und hielt ihn dem Alten unter die Nase. „Was wollen Sie dafür bezahlen?" fragte er in englischer Sprache.

Der Händler nahm den Schmuck in die Hände und begann, englisch zu radebrechen, während er die Halskette und namentlich den Stein prüfte. Jan beobachtete ihn scharf.

jeden Augenblick bereit, einen Sprung zu tun und sein Eigentum wieder an sich zu reißen.

Die Prüfung dauerte sehr lange. Der Alte schaltete das Licht in einer verstaubten Glühbirne ein, holte eine Lupe herbei und ein Läppchen, wischte, blickte durch die Lupe, verschwand auch für eine halbe Minute hinter dem Stehpult des Ladentisches, und sein Gesicht wurde immer verschlossener, immer bewegungsloser. Dann, ohne aufzusehen, sagte er: „Ich bezahle Ihnen für den Schmuck siebentausend Dollar."

Jan holte Luft, als habe er einen Schlag gegen die Brust bekommen.

„Sie zahlen sofort?" fragte er, nur um etwas zu sagen.

„Nein, erst morgen. Ich habe so viel Geld nicht im Hause."

„Ich brauche es aber sofort."

„Dann will ich Ihnen einstweilen zehntausend Lire geben. Dafür lassen Sie mir das Halsband hier. Den Stein können Sie mitnehmen. Wir lösen ihn einfach von der Kette ab."

Jan streckte die Hand nach dem Schmuck aus. „Geben Sie her! Ich komme morgen wieder! Halten Sie die siebentausend Dollar bereit!"

Der Händler verbeugte sich sehr tief.

Der Schmuck wurde wieder in die Pappschachtel getan, und Jan verließ den Laden.

Er ging wie trunken die Straße hinunter, und als er die Piazza S. Lorenzo wieder erreicht hatte, blieb er stehen, sah zum Himmel auf, als gäbe es dort oben etwas ganz Besonderes zu entdecken, und sagte laut: „Siebentausend Dollar! Verdammt noch mal!"

X.

Oberst Holligan betrat schon am frühen Morgen die Klinik, um nach Argentuela zu sehen. Auf dem Wege zu dessen Zimmer begegnete ihm der Chefarzt, Professor Toldt, der mit seinem ganzen Stabe von Assistenten und einigen Pflegerinnen seinen Rundgang durch das Haus machte.

Der Professor zog Holligan zur Seite, trat mit ihm an eins der hohen Flurfenster, die auf den Garten der Klinik hinausgingen und fragte leise: „Halten Sie es nicht für wünschenswert, Herr Oberst, die Angehörigen Herrn Argentuelas von der Erkrankung zu benachrichtigen?"

Holligan erschrak. „Steht es so schlimm um ihn?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Herr Oberst, wie groß die Gefahr während des letzten Anfalls war. Die Herzschwäche nimmt zu, und ich darf Ihnen nicht verheimlichen, daß bei einem neuen Anfall leider mit großer Wahrscheinlichkeit ein schlimmer Ausgang zu befürchten ist."

„Sie rechnen mit einem neuen Anfall?"

„Ja."

Holligan sah an dem Professor vorbei in den Garten. „Herr Argentuela hat keinen Verwandten," sagte er dann ruhig, „weder Kinder noch Geschwister. Er ist unverheiratet. — Übrigens weiß ich, daß er auf seinen Tod vorbereitet ist. Wenn er den Wunsch hat, noch Verfügungen über seinen Besitz zu treffen, so wird er es tun, ohne daß wir ihn darauf aufmerksam machen müssen."

Professor Toldt reichte dem Obersten die Hand hin. „Dann danke ich Ihnen. Ich war eben bei Herrn Argentuela. Er hat augenblicklich über keine Beschwerden zu klagen."

Er verabschiedete sich, ging zurück zu seinen Assistenten, um den Rundgang durch die Klinik fortzusetzen.

Als der Oberst das helle freundliche Krankenzimmer betrat, saß Argentuela aufgerichtet in seinem Bett. Er schien vollkommen fieberfrei. Seine eingesunkenen Wangen aber waren bleigrau, seine Augen stark gerötet und unruhig. Die dürren harten Hände lagen auf der Bettdecke gefaltet.

Er lächelte. „Charles!" rief er und streckte seine Hand nach dem Eintretenden aus. „Wie ich mich freue, daß Sie schon so früh kommen! — Was macht Jan Fock?"

Holligan zog einen Stuhl neben das Bett und ließ sich nieder. „Er ist unauffindbar, Juan. Auf unsere Aufrufe haben sich drei Jan Focks gemeldet; der richtige war nicht darunter. Alle drei waren Betrüger und gaben es schließlich selber zu. Aber sie seien arme Schlucker, behaupteten sie, und hätten an Jan Focks Stelle ebenso heldenhaft gehandelt."

„Was sollen wir nun tun?"

„Wir können die Aufrufe wiederholen und zwar am besten in allen großen deutschen Tageszeitungen. Ich habe mir sagen lassen, daß der Name Jan Fock nach Norddeutschland weist und dort ziemlich häufig ist."

„Wir müssen ihn finden, Charles! Wir müssen!"

„Ich will tun, was ich kann, Juan! Sie dürfen sich darauf verlassen."

„Ich weiß es!"

Argentuela lehnte sich in die Kissen zurück. Sein Gesicht war so eingefallen, daß man das Blut in den stark geschwollenen Schläfenadern pochen sah. Holligan schaute ihn lange an, ohne durch seine Miene zu verraten, daß er den Tod hinter Argentuela warten sah. Der Kranke schloß die Augen, sein Atem ging unruhig und fast unhörbar.

„Fühlen Sie sich sehr krank, Juan?"

Argentuela schüttelte den Kopf, ohne die Augen zu öffnen. Nur seine Lider zuckten ein wenig. „Ich fühle mich nicht mehr krank, Charles, sondern leicht und wohl. Das Sterben ist keine Plage . . ."

„Sie dürfen nicht an den Tod denken!"

„Ich habe viel zu wenig an ihn gedacht, weil ich ihn gehaßt und gefürchtet habe, denn ich wollte ewig leben. Jetzt aber ist der Tod mir so vertraut, als sei er schon ein Teil meiner selbst. Ich habe in der ganzen vergangenen Nacht an ihn gedacht, und wir haben uns miteinander angefreundet. Er mag nun ruhig kommen . . ."

Holligan wußte keine Erwiderung und schwieg still.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Charles, eine letzte Bitte, von der ich weiß, daß Sie sie mir erfüllen werden", begann Argentuela nach einer Weile von neuem und hielt seine Augen noch immer geschlossen.

„Sprechen Sie, Juan!"

„Sie wissen, daß ich keinen Erben habe. Ich ängstigte mich, Verfügungen zu treffen. Unsere tüchtige Regierung in Rio wird sich freuen, einen fetten Brocken schlucken zu dürfen. Sie soll ihn nicht schlucken . . . Was heut noch mir gehört, Charles, darüber sollen nach meinem Tode Sie verfügen."

„Juan!" rief Holligan erschrocken und abwehrend.

Argentuela schlug die Augen auf und lächelte. „Geben Sie mir die Hand, mein lieber Charles! So! Sie sind mein bester Freund — Sie und jener Jan Fock, der von meinem Dank nichts wissen will. Und ein guter Freund muß um der Freundschaft willen auch eine Last auf sich nehmen können. Ich weiß, daß Ihnen dieses Erbe eine Last wäre, denn Ihnen liegt nichts daran, sich mit meiner Hinterlassenschaft zu plagen. Ich weiß es. Aber Sie haben einen Sohn, der die Tropen liebt und der sich als Leutnant des Grenzschutzes nicht wohl fühlt. Ihm wird es willkommen sein, mein Erbe anzutreten, ihm — und vielleicht jenem Jan Fock."

„Juan!" stammelte Holligan. „Ihr Vertrauen . . ."

„Sie sollen mir nicht danken, Charly! Ich bin sehr glücklich, wenn Sie mir sagen, daß ich Ihren Sohn glücklich mache. Er soll die Plage des Erbes auf sich nehmen. Es wird ihm hoffentlich eine angenehme Bürde sein. Mein Wille ist, daß Ihr Sohn sich mit Jan Fock in das Erbe teilen soll, wenn Sie dies für richtig und gut halten. Sie werden Jan Fock suchen, und eines Tages werden Sie ihn gefunden haben. Richten Sie ihm meinen Dank aus! Bemühen Sie sich, ihn gut kennenzulernen! Ich hoffe, daß er ein ganzer Kerl ist, dem Reichtum nicht schadet und der es verdient, eine reiche Belohnung für die Tapferkeit einer Stunde zu empfangen. Sollte das so sein — und ich hoffe es — dann teilen Sie das Erbe zwischen ihm und Ihrem Sohn. — Wollen Sie das tun, Charles?"

„Ich will es tun, Juan, und danke Ihnen für Ihr großes Vertrauen!"

Argentuela drückte ihm schweigend die Hand, dann überflog wieder ein Lächeln sein Gesicht. „Sollte Jan Fock aber ein Nichtsnutz sein, ein abenteuernder Tagedieb, so belohnen Sie ihn für seine Tat, wie es Ihnen angemessen erscheint. Nur eins wünsche ich: wie und was er auch sein mag — er soll niemals im Leben Not leiden. Nehmen Sie sich seiner an, und machen Sie aus ihm einen tüchtigen Menschen. Wollen Sie mir auch das versprechen, Charles?"

„Ich verspreche es Ihnen bei unserer Freundschaft, Juan!"

„Dann danke ich Ihnen! — Grüßen Sie mir den Leutnant Rudyard Holligan und Jan Fock! Sagen Sie ihnen, daß ich sie liebe, wie ich meine Söhne geliebt hätte, wenn mir welche geschenkt worden wären!"

Als Argentuela die Arme ausbreitete, erhob sich Holligan und umarmte den Kranken. Er fühlte die heißen trockenen Lippen Argentuelas auf seiner Wange.

(Fortsetzung folgt.)

Am Wattenmeer.

Der Abend tastet mählich auf die Heide,
In Schlick und Prielen sinkt das Wattenmeer.
Der Himmel ist wie dunkelblaue Seide,
Über den Deich geh'n stille Nebel her.

Die Binsengräser zittern leise, leise,
Das tut der wunderweiche Westerwind.
Heimlich von drüben eine Liederweise, —
Auf grauer Hallig singt ein Friesenkind.

Ich greife mit verhülltem Blick hinaus, —
Wo liegt das Land der sehnsuchtsstillen Ruh?
Die Möwe breitet ihre Flügel aus
Und lenkt den Inseln zu . . .

Hans Bethge.

Schubert auf Heimatboden.

Zur Wiener Schubert-Jahrhundert-Ausstellung.

Von Dr. **Ludwig Halla**, Wien.

In breiter Woge sendet das Schubertjahr tausend Lobsprüche über den Erdkreis, sachlich klärende und fesselnd fabelnde. Vielleicht aber wurzelt das beglückende Wunderwerk der unerschöpflichen Lyrik des Frühdahingeschiedenen so tief in seiner österreichischen Heimatserde, im Lebensgefühl dieses Wiener Bodens, daß es erst ein Wandern über die Rebenhügel unseres verträumten Kahlenberges völlig begreifen lehrt. Ein Hauch südlicher Sinnlichkeit von lindem Blütendufte durchtränkt schwebt über den Hügeln, die in weichem Flusse der Linien sich wellen.

Still-traulich wie einst ducken sich in den Gräben die Winzerdörfer. Spinneverwebte Geruhsamkeit schillert silberig über ihren altväterischen Schindeldächern. Buchenwälder stehen steil und horchend auf den Kuppen. Wolken ziehen in schläfriger Stille ihren Weg durch die glasblaue Unendlichkeit. Tief unten wartet die Wienerstadt im Sonnendunst. An schwülem Junitage klettern Rosenranken, duften betäubend die Linden. Leise dämmert's wie einst, als in Schuberts strömendem Rieseln der Romantik mählich die opalene Nacht hernieder sank. Flutwellen Schubertscher Melodien rauschen in leise getöntem, aber tiefem Glück, Stimmungslage der Menschheit in Moll transponiert. Erwacht da nicht das echt deutsche romantische Schweben durch die Dinge? Klingend, wiegend, flatternd trägt Schuberts Geige ihn empor aus der farblosen Enge seines Kleinbürgertums: Schwermut und Heiterkeit, leidendes Glücksgenießen, die Seele Wiens in blühender Klangwirkung und überquellender Macht.

Einer sonnigen Kindheit und den Sängerknaben-Konviktjahren, wo Schubert, zwölfjährig, zu komponieren begann, folgte ein äußerlich ereignisarmes, bis zum Schlusse ungesichert darbendes Künstlerdasein, das freilich Schaffensdrang und die erwärmenden Strahlen der Freundschaft beglückten. Der Rossinitaumel, der die Wiener Gesellschaft ergriffen hatte und sogar einen Beethoven in den Schatten rückte, wirkte sich auch feindlich gegen den im Leben etwas unbeholfenen Schubert aus. Lichtblicke brachten Wochen sommerlicher Gastfreundschaft etwa beim Bischof von St. Pölten, in Ungarn bei Fürst Esterhazy und beim Patrizier Koller mit seinen reizenden Töchtern in Stadt Steyer, einem österreichischen Rothenburg, wo das Forellenquintett entstand. Das Forellenquintett mit seinem Rauschen und Vogelzwitschern voll Klangseligkeiten.

Die unbegreifliche Leichtigkeit seines Schaffens, der Überschwang, der ihn in solchen Stunden unwiderstehlich erfüllte, mutete die Freunde wie hellseherische Gewalt an. Und doch: welch' Ringen bis zur Vollendung seiner Es-dur Messe mit dem feurigen Gottesbrand des Sanctus und der Hosiannahfuge!

Aber erst Jahrzehnte nach seinem Tode festigte sich Schuberts Weltruhm, für den Liszt sich so mächtig einsetzte. Liszt fand wohl auch die schönsten Worte für den himmlischen Schullehrersohn: „Wohlklang und Frische, Anmut, Träumerei, Leidenschaft, Besänftigung — Tränen und Flammen entströmen dir aus Herzens Tiefen und Höhen, und fast läßt du die Größe deiner Meisterschaft vergessen ob dem Zauber deines Gemütes."

Wien, das heuer die Sängerwelt zu den Junifesten entbietet, hat dem Unsterblichen eine glänzende Jahrhundert-Ausstellung gewidmet, elf Säle und kleinere Räume. In elliptischer Festhalle entsteigt Schuberts Riesenbüste einem Haine herrlicher Azaleen. Artarias Altwiener Farbenstiche entführen uns alsbald in die buntere josephinische Kaiserstadt von 1779. Dann weilen wir mitten in Schuberts Elternkreis, lesen in verschnörkelt altväterischen Briefen von Angehörigen, Freunden, Verlegern. Säuberlich gestochen liegt die Einladung zu Schuberts einzigem öffentlichen Konzerte — 1820 — da. Ja man hat leibhaftig den längst niedergerissenen Apollosaal, in dem die Aufführung stattfand, mit seinen Goldknaufsäulen und dem hellenisierenden Figurenfries wieder aufgebaut.

Wir schreiten weiter. Befreundete Hausantlitze und Höfe aus der stillen Biedermeierzeit grüßen von den Wänden. Leicht getönte Bleistiftskizzen von Franzls Malerfreunden hängen umher. Wiener Hauskonzerte und Schubertiaden, jene feuchtfröhlichen Ausflüge im überfüllten Zeiserlwagen zu den Buschenschenken des Wiener Waldes schlingen sich zu Rosenketten von Lustgefühlen.

In den folgenden Räumen hat man eine ganze zeitgenössische Gemäldegalerie versammelt vom akademischen Füger zu dem frommen Kupelwieser und Führich. Moritz von Schwinds Romantik verströmt in seinem Melusinenreigen. Danhausers, dieses prachtvollen Sinnesmenschen muntere Farbigkeit leuchtet aus etwas rührseligen Familienauftritten wie dem „Augenarzt", der dem geheilten Blinden die Binde löst. Ringellöckerl quellen aus den Kapotthütchen, rieseln aus anmutigen Spitzenhäubchen. Einen feierlich himmelblauen Empire-Musiksalon hat man aufgebaut; dort wieder Biedermeierhausrat aus hellem Kirschholz, grüngestreifte Sessel auf großblumige Teppiche gestellt. Ein breiter gestickter Glockenzug baumelt neben dem Glaskasten, gefüllt mit allerlei umständlichen Sachen. In jedem echten Wiener schlummert ein Gefühl seelischer Verbundenheit mit Heim und Ausdruckswelt dieses Vormärz, die sich in mancher Patrizierfamilie forterbten.

Sonnwend-Feuerspruch.

Von Ernst von Wolzogen.

Herolde, preßt die Trompeten zum Mund
Weit hinaus in all weites Land
Schmettert hell das Gebot der Stunde
Über den lodernden Sonnwendbrand:
Nur nicht lau sein!
Nur nicht schillern und grau sein!
Mann oder Frau sein!
Was du bist, ganz und genau sein!

Ist keine Zeit für die Halben und Zagen,
Ist keine Zeit zum Ruh'n und Verdau'n
Für Wiederkäuer mit doppeltem Magen,
Die im Schlafe noch weiter kau'n.
Heiß oder kalt sein!
Immer in Willens Gewalt sein!
Hart und geballt sein!
Zum Kämpfen nimmer zu alt sein!

Heut' ist die Nacht, ihr Stubenhocker,
Wo es auf allen Bergen brennt.
Weibische Schmoller und kindische Bocker,
Heute loht euch das Sakrament.
Mann sein heißt Held sein —
Immer von Hunden umbellt sein —
Auf Gott gestellt sein —
Ganz allein auf der Welt sein!

Mit dem Feuer des heiligen Zornes
Tauf' euch heute der Sante Hans,
Und zum Klange des Heimdallhornes
Tretet gewappnet zum Sunwendtanz.
Sein oder Nichtsein!
Mitrichter im Weltengericht sein!
Feuer und Licht sein —
Männer — oder ewig nur Wicht sein!

Werkzeuggebrauch bei Tieren.

Von **Theo Kühlein.**

Die Fähigkeit, Werkzeuge zu verfertigen und zu gebrauchen, wird zumeist als besonderes Merkmal des Menschen gegenüber dem Tier hingestellt und dem Tier jegliches Vermögen einer Benutzung von Werkzeugen abgesprochen. Indessen sind in den letzten Tagen des öfteren Beispiele von echtem Werkzeuggebrauch im Tierreich beobachtet worden, daß es nicht uninteressant sein dürfte zu untersuchen, inwieweit dem Tier ein solcher zugesprochen werden kann.

Dabei werden wir zunächst den Begriff des Werkzeugs so abzugrenzen haben, daß wir die Benutzung von körperlichen Organen ausschließen. Wie wir weiter das Auge als Schwerkzeug, den Magen als Verdauungswerkzeug bezeichnen können, so werden wir auch die Extremitäten des Tieres, die etwa zum Schwimmen oder Fliegen dienen, nur im weitesten Sinne als Schwimm- oder Flugwerkzeug aufzufassen haben. Wir rechnen ferner die Baustoffe, etwa den Zweig zum Nestbau oder das Wachs zum Wabenbau, nicht zu den Werkzeugen. Dann haben wir nach de Haan nur dann von einem Werkzeuggebrauch zu sprechen, wenn eine an sich nicht oder nur schwer mögliche Handlung durch zeitweiliges Einschalten eines fremden Gegenstandes ermöglicht oder erleichtert und der betreffende Gegenstand nach Erreichung dieses Zweckes wieder zur Seite gelegt wird.

Wir werden in diesem Zusammenhang weiterhin zu berücksichtigen haben, auf welchem Niveau das Tier seine Handlungen ausführt; ob es nach angeborenen Trieben, also instinktmäßig, handelt oder ob eine solche Instinkthandlung durch erworbene Erfahrung mehr oder minder umgewandelt worden ist. Ob die Erfahrung nicht durch zufällige Umstände des Lebens gewonnen, sondern dem Tier durch den Menschen absichtlich eingeprägt wurde (Dressur), schließlich, ob das Tier die Beziehungen zwischen seinen Handlungen und dem erstrebten Zweck zu erkennen vermag, also einsichtig, intelligent handelt.

Einem rein instinktmäßigen Werkzeuggebrauch begegnen wir bei den Ameisen, die ihre Nester aus Blättern bauen. Lange Zeit wußte man nicht, wie diese Tiere die Blätter zusammenkleben, da sie keinen dazu verwendbaren Spinnstoff erzeugen; bis man beobachtete, daß die Ameisen hierfür das Sekret der Oberkieferdrüsen ihrer Larven benutzen. Die Larven werden mit ihren Vorderenden abwechselnd gegen die beiden zu vereinigenden Blätter gedrückt: sie scheiden bei dieser Behandlung einen Spinnstoff aus, der bald trocknet und die Blätter zusammen hält. Bis heute wurde dieser Vorgang an fünf zu drei Gattungen gehörenden und in vier verschiedenen Erdteilen lebenden Arten festgestellt; es ist also anzunehmen, daß auch andere Ameisen ihre Blattnester in ähnlicher Weise verfertigen. Daß wir es hier mit echten Instinkthandlungen zu tun haben, muß aus der Tatsache geschlossen werden, daß dieser Werkzeuggebrauch bei sämtlichen Tieren der betreffenden Art vorkommt, und daß die Larven verwandter Arten, die nicht zum Nestbau benutzt werden, mit viel kleineren Spinndrüsen ausgestattet sind. Die Benutzung der Larven als Werkzeug zum Nestbau ist also als ein normales Glied in dem Handlungskomplex des Bauinstinktes der Ameisen anzusprechen.

Ein anderer Fall von Werkzeuggebrauch wurde bei den Grabwespen angetroffen. Die Tiere graben mit ihren Extremitäten ein Loch, in das sie ihre gelähmte Beute (etwa eine Raupe) mit einem daran befestigten Ei begraben; das Loch wird dann mit Sand und Erde gefüllt. Peckham beobachtete an einem Tier dieser Art, wie es ein kleines Steinchen herbeiholte und damit auf der Öffnung den Sand zusammenstampfte, bis nichts mehr den Platz des Loches verriet. Andere Forscher stellten Ähnliches fest; immer aber war es nur ein einziges Individuum der Art, das sich eines Steinchens als Werkzeug bediente. Von einer Instinkthandlung kann in einem solchen Ausnahmefall sicherlich nicht die Rede sein. Ob andererseits eine Einsicht vorhanden ist, daß dies Stampfen mit dem Steinchen ein Glattwerden der Erde zur Folge hat, erscheint wenig glaubhaft, zumal das ganze Verhalten dieser Tiere dem normalen Instinktverlauf sehr nahe steht. Vielmehr wird, wie de Haan meint, das Tier bei seiner Handlung empfunden haben, daß die Arbeit mit dem Steinchen angenehm ist; das neue Verhalten prägte sich ihm ein und bildete sich allmählich zur Gewohnheit aus. Der Werkzeuggebrauch bedeutet also hier ein schnelles Verwerten zufällig erworbener Erfahrung.

Biologisch am wenigsten interessant ist der Gebrauch von Werkzeugen als Dressurhandlung. Sind es doch hier in der Hauptsache die Erfindungsgabe und die Geduld des Dresseurs, der aus den Bewegungsmöglichkeiten des Tieres diejenigen auszulesen und seinem Schüler einzuprägen hat, wodurch das Tier zu der vom Publikum gewollten Karikatur des Zuschauers wird. Besondere Beachtung verdienen dagegen die Fälle, in denen man annehmen darf, daß der Benutzer des Werkzeugs den Zusammenhang zwischen seiner Handlung und dem Erreichen des gewollten Zwecks erkennt. Einem solchen einsichtigen Werkzeuggebrauch begegnen wir bei den menschenähnlichen Affen; und Köhler hat eine Reihe von Beispielen zusammengetragen, wie etwa Schimpansen einen Stock zum Hinaufklettern nach einer hochausgehängten Frucht benutzten oder zu dem gleichen Zweck eine Kiste heranholten. Auffallend ist dabei der Unterschied zwischen menschenähnlichen und niederen Affen. Wohl zieht ein Affe der Cebusart eine unerreichbare Frucht, die vor den Zinken einer Harke liegt, mit Hilfe der Harke heran; er versagt aber, wenn die Frucht seitlich liegt, indem er dann die Harke erfolglos heranzieht ohne einzusehen, daß er bei seitlicher Bewegung der Harke die Frucht ohne Mühe erlangen könnte. Dagegen holten Schimpansen sogar eine Kiste aus dem Nachbarzimmer oder zogen einen außer Reichweite befindlichen langen Stock mit einem kürzeren heran. Dies einsichtige Verwerten von Bewegungsmöglichkeiten der Gegenstände ist also bei den menschenähnlichen Affen besonders stark ausgeprägt, ohne daß man jedoch zwischen ihnen und den niederen Affen eine scharfe Grenze ziehen kann. Es ist verschiedentlich beobachtet worden, daß die niederen Affen den freien Gebrauch von Werkzeugen lernen können, aber erst dann, wenn sie durch Erfahrung die Folgen ihrer Handlung erkannt haben, z. B. das Öffnen von Nüssen mittels eines Steines. Hier entspricht die Selbsterziehung des Tieres gewissermaßen der Dressur des Zirkusdirektors.

In einer anderen Hinsicht schließlich stehen die menschenähnlichen Affen dem Menschen nahe, nämlich in der Fähigkeit, selbst Werkzeuge herzustellen. So fügten, wie Köhler berichtet, Schimpansen zwei Stöcke aneinander, um eine Frucht zu erreichen, wenn jeder der Stöcke zu kurz war; sie türmten mehrere Kisten aufeinander, stellten also eine Art Leiter her, um auf diese Weise zum Ziel zu kommen. Ja selbst das Annagen eines Astendes, um ihn so an einem anderen, hohlen Ast befestigen zu können, ist ein nicht selten beobachteter Fall. Mit diesen Feststellungen fällt der grundsätzliche Unterschied zwischen Mensch und Tier auf dem Gebiet des Werkzeuggebrauches weg. Auch der Umstand, daß der Mensch in der Kompliziertheit der von ihm hergestellten Werkzeuge dem menschenähnlichen Affen weit überlegen ist, kann diese grundsätzliche Übereinstimmung nicht beseitigen.



Bunte Chronik

*** Die Maus im Kraftwerk.** Einen eigenartigen Grund hatte ein Versagen des elektrischen Kraftwerks in Johannesburg, durch das eines Mittags der gesamte Straßenbahnverkehr zum Stillstand gebracht und alle mit elektrischem Strom arbeitenden Maschinen außer Betrieb gesetzt wurden. Ohne irgend ein vorhergehendes warnendes Anzeichen schoß plötzlich eine große Stichflamme aus der Schalttafel des Elektrizitätswerks. Vier in der Nähe arbeitende Monteure wurden von der Flamme erfaßt und nicht unerheblich verbrannt, auch die Schalttafel selbst war, wie sich später herausstellte, vollkommen zerstört. Die Untersuchung des zuerst unerklärlich scheinenden Vorfalls ergab, daß eine — Maus, hinter der Schalttafel herumlaufend, zwei nicht zusammengehörende Drähte berührt und dadurch den Kurzschluß herbeigeführt hatte. Es bedurfte zweieinhalbstündiger Bemühungen, ehe der Schaden wieder ausgebessert war.

*

*** Der billigste Arzt der Welt.** Wohl ist es keine Seltenheit, daß menschenfreundliche Ärzte armen Patienten gegenüber auf jede Honorarforderung verzichten, daß aber ein Arzt von seinen Kranken nur 17 Pfennige für die Woche nehmen darf, ist sicher ein einzigartiger Fall. Die glücklichen Patienten dieses schlecht entlohnten Arztes sind die Beamten und Angestellten der englischen königlichen Sommerresidenz Sandringham, und dieser billigste aller Mediziner ist der Leibarzt des Königs. Sorgen um die Existenzmöglichkeit des billigen Helfers braucht sich deshalb auch keiner seiner Patienten zu machen, denn der König muß seinen Arzt um so teurer bezahlen, selbst wenn er ihn nicht braucht. Die billige ärztliche Hilfe ist ein altes Vorrecht der königlichen Hausbeamten.

*

*** Die Odyssee eines Zuchtstieres.** Wie aus Bukarest gemeldet wird, leistete sich eine rumänische Landwirtschaftskammer ein nicht alltägliches Schildbürgerstückchen. Besagte Landwirtschaftskammer verfügte über einen imposanten, leistungsfähigen Zuchtstier. Auf diesen Zuchtstier hatte es aber ein Viehexporteur abgesehen. Wie die Geschichte nun weiter ging, wissen wir nicht. Aber eines Tages stellte eine Kommission fest, daß der Zuchtstier seiner hohen Mission nicht mehr gewachsen war und so wurde beschlossen, ihn als Schlachtvieh dem Viehexporteur zu verkaufen. Dies geschah auch. Der Kaufpreis betrug 18 000 Lei. Der Viehexporteur hatte nun das seine erreicht und führte den Stier frohgemut direkt nach Prag aus. In Prag erregte er Aufsehen, so schön war er. Nun geschah es aber, daß die Landwirtschaftskammer eines anderen Zuchtstieres bedurfte. Sie schickte also mehrere versierte Funktionäre nach Prag, um einen jungen, tüchtigen Zuchtstier zu kaufen. Dort fiel der Kommission gleich ein prächtiges Tier auf und der Handel wurde abgeschlossen. Der Stier wurde um eine ansehnliche Summe gekauft und ins Land geschafft. Insgesamt kam der Stier der Landwirtschaftskammer mit allen Transport- und Zollspesen 65 000 Lei. Dieses Prachttier wurde nun im Triumphzuge auf die Farm der Landwirtschaftskammer geführt und dort einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Wer beschreibt aber das Erstaunen der Herren von der Landwirtschaftskammer, als sie im Ohre des Stieres einen kleinen Stempel fanden mit der Inschrift, daß dieser Stier Eigentum der Landwirtschaftskammer sei. Nun erst wurden die bestürzten Herren gewahr, daß dieser so teuer erstandene, aus dem Auslande importierte Zuchtstier derselbe war, den sie vor nicht allzulanger Zeit als Schlachtvieh verkauft hatten.

Lustige Rundschau



*** Roman in einem Satz.** „Egon nahm vom Haken den Hut, aus dem Kasten den Revolver, von seiner Familie Abschied und sich das Leben."

*

*** Vorweggenommen.** Willy ist in den Schmutz gefallen. Über und über beschmutzt kommt er nach Hause. Ehe seine Mama etwas sagen kann, erklärt Willy: „Ich weiß von ganz allein, daß ich ein Ferkel bin."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.